




Christoph Heyl

Charles
Dickens

Kleine Englische Literatur- geschichte



SHERLOCK
LIVES!
♥



J.B. METZLER



J.B. METZLER

Christoph Heyl

Kleine Englische Literaturgeschichte

J.B. Metzler Verlag

Der Autor

Der Anglist und Kulturhistoriker *Christoph Heyl* forscht und lehrt an der Universität Duisburg-Essen (Lehrstuhl für Britische Literatur und Kultur). 2015 erhielt er den Lehrpreis seiner Universität.

ISBN 978-3-476-04509-6

ISBN 978-3-476-04510-2 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-476-04510-2>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

J. B. Metzler

© Springer-Verlag GmbH, ein Teil von Springer Nature, 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Typografie und Satz: Tobias Wantzen, Bremen

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart (Fotos: C. Heyl)

J. B. Metzler ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature
Die Anschrift der Gesellschaft ist:
Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Inhalt

Vorwort 1

Vorgeschichte 7

Die Literatur der Angelsachsen 11

Die Mittelenglische Literatur 21

Kontexte 21

Dichtung 26

Drama 37

Prosa 41

Die Renaissance 45

Kontexte 45

Dichtung 52

Drama 60

Prosa 74

Das 17. Jahrhundert 79

Kontexte 79

Dichtung 83

Drama 98

Prosa 106

Das 18. Jahrhundert und die Romantik 119

- Kontexte 119
- Dichtung 131
- Dichtung der Romantik 142
- Drama 161
- Drama der Romantik 169
- Prosa 171
- Prosa der Romantik 195

Die Viktorianische Zeit 207

- Kontexte 207
- Dichtung 215
- Drama 224
- Prosa 231

Das 20. Jahrhundert und die Gegenwart 251

- Kontexte 251
- Dichtung 260
- Drama 278
- Prosa 293

Anhang 325

- Digitale Ressourcen 325
- Handbücher und Zeitschriften 329
- Endnoten 331
- Personenregister 333

Vorwort

Als dieses kleine Buch über einen großen Gegenstand im Entstehen war, war zuvor per Referendum im Vereinigten Königreich die Entscheidung gefallen, die Europäische Union zu verlassen. Plötzlich wollte es für einen Moment so scheinen, als rückten die Britischen Inseln fast physisch ein Stück von Europa weg. Die Folgen dieser Entwicklung, die man zuvor kaum für möglich gehalten hätte, sind noch nicht absehbar. Momentan kann niemand wissen, wie es um die Zukunft des Vereinigten Königreichs und seiner Beziehungen zu Europa bestellt ist. Blickt man aber in die Vergangenheit, so wird deutlich, dass die Britischen Inseln kulturell nie insular waren. Beschäftigt man sich mit literarischen Texten, die dort entstanden, so kommen dabei notwendigerweise europäische Kontakte und Verbindungen in den Blick. Der Zugang, den dieses Buch zur Geschichte der englischen Literatur geben will, wird daher immer wieder auch ein Zugang zu solchen europäischen Verflechtungen sein.

Wenn im Folgenden von der englischen Literatur die Rede ist, so ist damit nicht nur die Literatur Englands gemeint, sondern die englischsprachige Literatur der Britischen Inseln. Diese Literatur hat überaus spannende Texte hervorgebracht. Dies hat damit zu tun, dass die Britischen Inseln häufig eine Vorreiterrolle einnahmen. Immer wieder wurde dort das nie zuvor Gedachte gedacht und das nie zuvor Getane getan, so zum Beispiel in der Englischen Revolution des 17. Jahrhunderts, die lange vor der Französischen Revolution alte Ordnungen über den Haufen warf. Ein weiteres Beispiel ist die Industrielle Revolution, die von den Britischen Inseln ausging. Solche Umwälzungen brachten ganz neuartige Verhältnisse, die neuartige Themen und Impulse für die

Literatur lieferten. So ergab es sich, dass englische Gedichte, Dramen und Prosatexte sich mit Gegenständen auseinandersetzen, die es anderswo noch nicht gab.

In Großbritannien lagen vielfältige Sonderbedingungen vor, die sich stimulierend auf die Innovationskraft der englischen Literatur auswirkten. Dazu gehörte die frühe Präsenz von Faktoren wie Rechtssicherheit, weitgehender Freiheit von Zensur, einer bürgerlichen Öffentlichkeit und ihres Gegenstücks, einer bürgerlichen Privatsphäre. London stieg ab dem 18. Jahrhundert zur größten Stadt der westlichen Welt auf. Diese Stadt wurde damit zum Prototyp der westlichen Metropole. Sie bot eine vollkommen neue Lebenswirklichkeit, über die sogleich geschrieben wurde.

Genres und Formate, die bis heute zu unserer Lesewelt gehören, wurden in Großbritannien erfunden oder hatten dort ihren Durchbruch als Massenphänomen. Schon deshalb geht uns als Menschen der Gegenwart, die wir auf dem Kontinent leben, die Geschichte der englischen Literatur an. Zu den großen Neuerungen zählt der Roman und dessen Unterformen wie der Schauerroman, der historische Roman oder der Kriminalroman. Die Presse, so wie wir sie kennen, entwickelte sich ab der Wende zum 18. Jahrhundert in London; nicht nur Tageszeitungen, sondern auch regelmäßig erscheinende Magazine mit breitem Themenspektrum und einer festen Rubrikengliederung wurden dort entwickelt.

Dieses kurzgefasste Buch will verlässliches Grundwissen vermitteln, indem es charakteristische Phänomene aufzeigt und prägnante Überblicke zu Grundströmungen der einzelnen Epochen bietet. Entwicklungen werden jeweils an Schwerpunktthemen veranschaulicht; besonders bedeutsame, einflussreiche oder aufschlussreiche Texte werden herausgegriffen. Angesichts des knappen Formats verbietet sich der Versuch, einen Kanon (gleich, welchen Kanonbegriff man vertritt) enzyklopädisch abbilden zu wollen. Allerdings ist jede Auswahl von Texten für eine Literaturgeschichte stets auch ein Beitrag zu einer fortwährenden Kanondebatte. In diesem Buch geht es ganz überwiegend, aber nicht ausschließlich um die etablierten Autorinnen und Autoren der englischen Literatur und deren Texte. Es weist gleichfalls auf solche hin, die es wert sind, wiederentdeckt oder aus einer neuen Perspektive gelesen zu werden. Dazu gehören Thomas Coryates Beschrei-

bungen seiner Indien-Reise im frühen 17. Jahrhundert ebenso wie proto-feministische Stimmen des 18. Jahrhunderts, darunter die Küchenmagd Mary Leapor, die rebellische Bürgerstochter Sarah Fyge Egerton und die Aristokratin Anne Ingram, Viscountess Irvine. Weiter gehören dazu Texte von Olaudah Equiano und Ignatius Sancho, zwei ehemaligen Sklaven, die im 18. Jahrhundert als freie Briten in London lebten. Zu den Büchern des 19. Jahrhunderts, die es zu entdecken lohnt, gehören die Romane von Israel Zangwill, die die heute vergangene Welt des jüdischen East End lebendig werden lassen. Einen zweiten Blick wert ist A. A. Milne, ein bei Kindern beliebter, von Erwachsenen aber meist unterschätzter Autor des frühen 20. Jahrhunderts. Mit Winnie the Pooh schuf er einen Kinderbuchbären, der ebenso in der Moderne verwurzelt ist wie Virginia Woolfs Mrs Dalloway oder die Figuren, denen wir bei Joyce in *Ulysses* begegnen. Aufmerksamkeit verdienen auch Judith Kerrs Kinderbücher sowie die Texte von W. G. Sebald – Kerr war mit ihren Eltern aus Deutschland nach England geflüchtet, Sebald war eine Generation später dorthin ausgewandert.

Wenn es darum geht, neue Entdeckungen zu machen, können wir davon profitieren, dass die Digitale Revolution den Zugang zu sehr vielen englischen Texten radikal vereinfacht hat. Heute ist es Leserinnen und Lesern leicht möglich, über den Tellerrand des Kernkanons zu schauen, indem sie sich Zugang zu dem ungeheuer reichen Schatz von Büchern verschaffen, den eine Reihe von digitalen Ressourcen bereithält. Dazu finden sich praktische Hinweise im Anhang.

In einem kurzgefassten Buch wie diesem geht es weniger um die Breite des Materials als um die Tiefe der Verbindungen und Zusammenhänge. Weil Literatur nicht im luftleeren Raum entsteht, ist es sinnvoll, bei der Betrachtung von Texten stets ein Auge auf deren kulturgeschichtliche Kontexte zu haben. Warum und wie unterschieden sich die Bedingungen, unter denen Männer und Frauen in der Vergangenheit Literatur produzieren und publizieren konnten? Welche Verbindungen existierten und existieren zwischen der Literatur einerseits und der bildenden Kunst sowie der Musik andererseits? Welcher Zusammenhang besteht zwischen der Normannischen Invasion von 1066 und einer spezifischen Art des Spielens mit der Sprache, die bis heute kennzeich-

nend für die Literatur und Kultur der Britischen Inseln ist? Wie kam es dazu, dass wichtige Texte in englischer Sprache nicht in London, sondern in Köln, Wittenberg und Paris gedruckt wurden? Warum sind Shakespeares Stücke bis heute so erfolgreich? Was muss man über englisches Recht und englische Namenssituationen wissen, um in englischen Romanen nicht den Überblick zu verlieren? Wie wurden große Bücher der englischen Literatur wie Miltons *Paradise Lost* über Jahrhunderte gegen den Strich gelesen und in neuen Büchern weitergeschrieben? Welche Verbindungen bestehen zwischen der romantischen Dichtung im Drogenrausch und der Popmusik des 20. Jahrhunderts? Welche Zusammenhänge gibt es zwischen dem allerersten englischen Schauerroman des 18. Jahrhunderts und *Harry Potter*? Wie veränderte die in England erfundene Eisenbahn das Lesen? Warum findet sich der einzige Bahnhof der Welt, der nach einem Roman benannt wurde, in Edinburgh, und wie beeinflusste dieser Roman die bis heute wirklichen Vorstellungen von Schottland? Wie schlugen sich Flucht- und Migrationsbewegungen durch die Jahrhunderte in der englischen Literatur nieder? Welche Rolle spielt die englische Literatur für die Außenwahrnehmung der Britischen Inseln?

Dies sind einige der Fragen, denen hier nachgegangen wird. Dieses Buch will Appetit auf die Texte der englischen Literatur machen und zum Nachdenken über sie anregen. Es lädt nicht nur zu einem Spaziergang durch die englische Literaturgeschichte ein, sondern auch durch die Welt, in der diese Literatur entstand. An manchen Orten ist noch viel von dieser Welt erfahrbar, insbesondere in London. Diese Literaturgeschichte ist kein Reiseführer; sie will aber dennoch eine Ahnung von der Erfahrbarkeit kultureller Kontexte vermitteln. Sie enthält daher eine kleine Auswahl von Hinweisen, durch die Sie Ihre nächste Großbritannien-Reise mit dem einen oder anderen literaturhistorischen Einblick vor Ort anreichern können – einschließlich kulturhistorisch wertvoller kulinarischer Pausen.

In diesem Buch werden immer wieder die faszinierende Buntheit und der frappierende Ideenreichtum der englischen Literatur aufscheinen – beispielsweise anhand der Tiere, die sich in ihr und um sie herum tummeln. Wir werden einer Spinne aus einem altenglischen Zauberspruch, einem erotisierten Floh, fliegenden

Kühen im Weltall, einem flötespielenden Orang-Utan, einem Albatros, der erst Glück und dann Unglück bringt, sowie einem rosa Kaninchen begegnen. Dazu kommen ein Tyger, ein Tigger, ein Snark und weitere Kreaturen, die sofort unsere Phantasie ansprechen. Es ist ein ganz außerordentliches Vergnügen, sich mit einer Literatur zu beschäftigen, die solche und noch ganz andere Überraschungen bereithält.

Vorgeschichte

Keltische Promiskuität, römischer Kolonialismus
und germanische Migration

In einer fernen Vergangenheit, lange, bevor es auf den Britischen Inseln Engländerinnen und Engländer gab, vollzogen sich dort dramatische Entwicklungen, die sich bis unsere Zeit auf Großbritannien und seine Literatur auswirken. Vor zweitausend Jahren machten sich die Römer daran, das damals von Kelten bewohnte Britannien zu erobern. Eigentlich war dort, am wilden, nasskalten Rand der den Römern bekannten Welt, vergleichsweise wenig zu holen. Vor allem ging es darum, einen lästigen Unruheherd unter Kontrolle zu bringen, denn die Inselkelten unterstützten die Festlandskelten im frisch eroberten Gallien gegen die neuen Kolonialherren.

Die römische Eroberung schaffte Strukturen, die zwei Jahrtausende überdauert haben. London wurde von den Römern gleich nach der Eroberung, 43 n. Chr. gegründet. Die Grenzen der City of London, heute weltweit bedeutend als Zentrum des Finanzwesens, folgen exakt dem Verlauf einer römischen Stadtmauer. Die Verbindung zwischen London und Rom, der wir hier als historisches Faktum begegnen, wird viele Jahrhunderte später in literarischen Texten als eine Idee auftauchen, die für die Wahrnehmung dieser Stadt und für eine kollektive britische Selbstwahrnehmung von großer Bedeutung ist.

Unser Wissen über die von den Römern unterworfenen Menschen, die auf den Britischen Inseln lebten, ist begrenzt. Sie sprachen eine keltische Sprache; was sie an Literatur hatten, wurde nicht aufgeschrieben. Nichts von ihren Liedern, ihren Geschichten, ihren religiösen Mythen ist uns heute bekannt.

Mit der römischen Eroberung setzt immerhin eine schriftliche Überlieferung über Land und Leute ein. Es gibt Texte der Eroberer über die Unterworfenen oder noch zu Unterwerfenden. Aber im Gegensatz zu den Germanen, über die es eine durchaus bewundernde Darstellung von Tacitus gibt, hatten die Kelten der Britischen Inseln eine ausgesprochen schlechte Presse. Julius Caesar zeichnete in seinem *Gallischen Krieg* (*De Bello Gallico*) ein wenig schmeichelhaftes Bild von ihnen. Er beschrieb sie als wilde Krieger mit ernsthaften Zivilisationsdefiziten und eigenartigen Sitten. Sie betrieben, so heißt es in Caesars Buch, im Landesinneren keinen Ackerbau, malten sich am ganzen Körper blau an und hielten zum Vergnügen Hasen, Hühner und Gänse, die sie aber nicht aßen. Zum Familienleben der Briten merkte er an, dass mehrere Männer, vor allem Brüder, aber auch Väter und ihre Söhne, zehn bis zwölf Frauen gemeinsam hätten.

Dieser rufschädigende Halbsatz hatte Folgen. Caesars Text eignete sich in der Neuzeit, ganz anders als Tacitus zur Zeit des deutschen Nationalismus, nicht zur Verklärung der keltischen Vorfahren, weil das, was er über die antiken Kelten sagte, den viktorianischen Briten im höchsten Grade peinlich sein musste. Hier hängen lateinische und englische bzw. deutsche Literaturgeschichte zusammen. Der deutsche Germanenkult konnte (mit den bekannten katastrophalen Folgen) zeitweise zum Mainstream werden, während die Keltenbegeisterung auf den Britischen Inseln bis heute eine regionale Angelegenheit blieb.

Nach dem Ende der römischen Herrschaft, ab der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts, überquerte die nächste Welle von Neuankömmlingen den Ärmelkanal. Dabei handelte es sich um Angehörige germanischer Stämme, um Angeln, Sachsen und Jüten. Wir wissen nicht sicher, aus welchen Gründen diese Menschen ihre alte Heimat in Nordeuropa verließen, ob es sich eher um Eroberer oder um Migranten handelte, die sich an einem anderen Ort eine bessere Zukunft erhofften. Diese Menschen sprachen im Gegensatz zu den Kelten eine germanische Sprache. Dieses germanische Sprachelement bildete den Grundstock der englischen Sprache und überlebt in ihr bis heute.

Von der Sprache der Kelten gelangte dagegen nur sehr wenig in das Ausgangsmaterial, aus dem sich die Sprache, die wir »Eng-



City of London, Tower: Ein Denkmal für einen römischen Eroberer vor der Festung der normannischen Eroberer (Aufnahme: C. H.).

lisch« nennen, entwickelte. Die neuen Siedler, die über den Kanal kamen und sich erst in Südengland und dann darüber hinaus ausbreiteten, verdrängten die Kelten. Diese wichen in die Randgebiete der Britischen Inseln zurück, nach dem heutigen Wales und Cornwall, nach Schottland, Irland und auf die Isle of Man. Es bildete sich eine keltische Peripherie (*Celtic Fringe*), von der erstaunlicherweise heute, also anderthalb Jahrtausende später, noch einiges übrig ist. In den genannten Regionen hielten sich Varianten der alten keltischen Sprache, und diese überlebten in etlichen Fällen bis in die Gegenwart. Das Walisische, das schottische Gälisch und das irische Gälisch wurden im 20. Jahrhundert im Rahmen einer politisch-kulturellen Eigenständigkeitsagenda aktiv gefördert. Die Erinnerung an die Kelten hatte besonders ab dem 18. Jahrhundert Einfluss auf die englische Literatur. Wir werden ihren Nachkommen (oder denen, die sich als solche verstehen) in späteren Kapiteln dieser Literaturgeschichte wieder begegnen.

Die Literatur der Angelsachsen

Ein Dichter wider Willen, ein Zauberspruch
und ein Monster ohne Arm

Die Geschichte der angelsächsischen Literatur beginnt mit einem, der vollkommen ohne Talent und wider Willen zum Dichter wird. In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts lebt im Norden des heutigen England, beim Kloster von Jarrow, ein Kuhhirte namens Caedmon. Dieser Caedmon ist kein Mönch und kann daher weder lesen noch schreiben. Er ist eher schüchtern und singt nicht gerne. Entsprechend unwohl fühlt er sich, als man nach getaner Arbeit zusammensitzt, etwas trinkt und dann reihum zur Harfe gesungen wird. Die Situation ist ihm so unangenehm, dass er verschämt die Runde verlässt und sich zurückzieht.

In dieser Nacht erscheint ihm im Traum ein recht barsch auftretender Engel. Dieser fordert Caedmon auf, etwas zu singen – egal, was; Hauptsache, er singt. Caedmon weist sofort auf seine Unfähigkeit hin. Er tut das in seiner angelsächsischen, also germanischen Sprache, die man, wenn man mit dem Deutschen vertraut ist, stellenweise einigermaßen verstehen kann. Er sagt nämlich: »Ne con ic noht singan«¹, d. h. »Nicht kann ich nichts singen«. Die Traumgestalt lässt aber nicht locker, sie fordert Gesang und erhöht dabei gleich noch die Anforderungen: Einen Gesang über die Schöpfung, über den Anbeginn aller Dinge soll er vortragen, und das sofort. Was vorher schwer zu machen war, erscheint nun vollends als ein Ding der Unmöglichkeit, eine Aufgabe, die höchste Sicherheit sowohl in der Poesie als auch in der Theologie voraussetzt. Der bedauernswerte Kuhhirte verfügt weder über

das eine noch über das andere. Umso stärker ist sein eigenes Erstaunen darüber, dass er sofort beginnt, einen formvollendeten Schöpfungshymnus zu improvisieren. So kommt die Traumvision zu einem unerwarteten Ende; im Traum hat sich an ihm ein Wunder vollzogen. Dabei bleibt es aber nicht. Als er am Morgen danach erwacht, stellt er verblüfft fest, dass sein herbeigeträumtes neues Talent tatsächlich noch da ist, dass er immer noch dichten kann – und so dichtet er weiter.

Diese Geschichte schrieb der Heilige Beda (673–735, auch bekannt als »Beda Venerabilis«, d. h. der verehrungswürdige Beda) in seiner *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* auf, einem Werk, das er 731 fertigstellte. Die Überlieferungslage macht damit Caedmon zum ersten angelsächsischen Dichter, von dem wir wissen. Sicher wird es vor ihm, d. h. seit der Ankunft der Angelsachsen im fünften Jahrhundert, andere gegeben haben. Weil aber die Erinnerung an sie vollkommen verfliegen ist, wurde die Erzählung über Caedmons Traum zur wundersamen Gründungsgeschichte der angelsächsischen Literatur.

Dass wir die Verfasser von Werken aus dieser Zeit benennen können, ist generell eher untypisch. Texte wurden zunächst lange mündlich tradiert, bevor man im siebten Jahrhundert, nach der Christianisierung der Angelsachsen, begann, sie niederzuschreiben. Die meisten heute noch vorhandenen Handschriften, die angelsächsische Texte enthalten, wurden relativ spät, nämlich vom neunten bis zum elften Jahrhundert angefertigt. Menschen, die schreiben konnten, waren damals extrem rar; in der Regel handelte es sich dabei um Mönche. Das Pergament, auf das man schrieb, war kostbar. So standen einer Vielzahl angelsächsischer Texte, die hätten aufgeschrieben werden können, überaus begrenzte Ressourcen gegenüber. Dazu kam ein weiterer Faktor: Die Angelsachsen glaubten bis zu ihrer Christianisierung im siebten Jahrhundert an die alten germanischen Götter. Ihre Überlieferung umfasste daher Inhalte, die heidnischen Ursprungs waren. Diese konnten den schreibkundigen Mönchen so sehr missfallen, dass sie entweder überhaupt nicht oder nur in veränderter, religiös entschärfter Form aufgezeichnet wurden.

Wenn Texte einmal verschriftlicht waren, so heißt das noch lange nicht, dass sie die folgenden Jahrhunderte überdauerten.



Angelsächsisches Grabkreuz in der Krypta von All Hallows by the Tower,
der ältesten Kirche der City of London (Aufnahme: C. H.).

Im 16. Jahrhundert brachte die Reformation das Ende der Klöster, in denen die Handschriften aufbewahrt wurden. In dieser Zeit wurde viel von dem, was noch vorhanden war, zerstört oder ging verloren. Insgesamt ist also davon auszugehen, dass wir heute nur noch einen kleinen, nicht unbedingt repräsentativ ausgewählten Teil davon kennen, was es einmal an angelsächsischer Literatur gegeben hat.

Oft wird im Zusammenhang mit der angelsächsischen Sprache auch der Begriff »Altenglisch« verwendet, bei uns ebenso wie in Großbritannien, wo man ein und dieselbe Sache als »Anglo-Saxon literature« oder »Old English literature« bezeichnen kann. Von der Sache her ist »Anglo-Saxon« zutreffender, denn diese Sprache ist, vom heutigen Englisch her gesehen, nicht einfach ein »altes Englisch«. Die Angelsachsen sprachen eine germanische Sprache, die in einer später entstehenden Mischsprache namens »Englisch« aufging. Ein angelsächsischer Text ist leicht an seinem etwas exotisch anmutenden Erscheinungsbild zu erkennen. Er ist nicht nur aus den Buchstaben des uns vertrauten lateinischen Alphabets zusammengesetzt, sondern enthält auch eine kleine Anzahl von »Sonderzeichen«, die entweder aus dem Runenalphabet stammen oder durch Modifikation lateinischer Buchstaben entstanden. Dazu gehören beispielsweise »þ« und »ð« (Thorn und Eth, für »th«-Laute) sowie »ƿ« (Wynn, für »w«).

Das Angelsächsische wirkt durch sein Schriftbild erst einmal fremd. Diese Sprache erscheint allerdings gleich sehr viel zugänglicher, sobald wir uns die Verwandtschaft zwischen ihr und dem Deutschen bewusst machen. Viele Wörter, die die frühmittelalterlichen Angelsachsen verwendeten, sind, in leicht veränderter Form, auch Teil unserer Sprache. Oft stellt sich ein ebenso überraschender wie vergnüglicher Aha-Effekt ein, wenn es gelingt, die Bedeutung angelsächsischer Worte aus der Analogie zur heutigen deutschen (und englischen) Sprache zu erschließen. Ein schönes Beispiel dafür findet sich in einem Zauberspruch gegen Hautprobleme wie Pickel oder Warzen. Die Problemstelle wird direkt angesprochen und aufgefordert, zu schrumpfen und sich zuletzt komplett aufzulösen. Die Warze soll so klein werden »alswa linssetcorn« (»als wie ein Leinsaatkorn«, d. h. Leinsamenkorn), »and miccli lesse alswa anes handwurmes hupeban«². »And« ist leicht

als »und« aufzulösen. »Miccli« ist nicht so leicht zu erraten, es bedeutet »viel«. »Lesse« ist dafür wieder durchschaubar, es entspricht »less« im heutigen Englisch, und »alswa anes« klingt fast wie »als wie eines« in einem deutschen Dialekt. Der »Handwurm« ist ein handförmiger Wurm, also ein handförmiges kleines Tier. Sobald man einmal versuchsweise mit der Hand wümelnde Bewegungen macht, kommt man schnell auf die Idee, dass damit die Spinne gemeint sein muss. »Handwurmes hupeban« ist der Hüftknochen oder vielleicht auch Hüpfbein des Handwurms, also ein Spinnenbein. Insgesamt ergibt das: »Und noch viel kleiner als ein Spinnenbein« – so klein soll die Warze werden. Trotz einer Distanz von über einem Jahrtausend spricht dieser Text dank der angelsächsisch-deutschen Sprachverwandtschaft immer noch zu uns.

So, wie wir zu einer Pickelcreme greifen würden, suchte die Angelsächsin oder der Angelsachse Heilung durch Sprachmagie. Man glaubte an die übernatürliche Macht der poetisch strukturierten Sprache. Versucht man einmal, unsere Beispielzeile aus dem Zauberspruch laut zu lesen, so offenbart sich das wichtigste Strukturierungsprinzip der angelsächsischen Dichtung:

and miccli lesse alswa anes handwurmes hupeban.

Die Zeile wird durch zwei klar heraushörbare Klangwiederholungen (»a-a«/»h-h«) zusammengehalten. In dem gesamten Zauberspruch lässt sich fast in jeder Zeile ein solcher doppelter Wiederholungseffekt beobachten. Wir haben eine Tendenz, Dichtung gedanklich mit dem Endreim zu verbinden. Es gab aber literarische Traditionen, die den Endreim kaum verwenden, und die stattdessen die kohärenzstiftende Klangwiederholung in das Innere der Zeilen verlegen. Zu diesen gehört die angelsächsische Dichtung, die mit solchen regelmäßig auftretenden Alliterationen operiert. Diese Art des in die Zeile verlegten Reims bezeichnet man als Stabreim.

Der Zauberspruch gegen Hautprobleme gibt uns nicht nur Einblicke in Grundcharakteristika der angelsächsischen Sprache und Dichtung sowie das Denken der Angelsachsen, sondern auch in ihre Lebenswelt. Dort heißt es nämlich auch: »scring þu alswa

scearn awage«, d. h.: »schrumpf Du, so wie Mist in der Wand«. Die Angelsachsen lebten in niedrigen Fachwerkhäusern, deren Wände mit Mist gedämmt waren. Im Vergleich zu der materiellen Kultur, die die Römer Jahrhunderte zuvor im heutigen England etabliert hatten, im Vergleich zu Ziegelsteinbauten mit Heizungen und Glasfenstern mutete die angelsächsische Architektur sehr bescheiden an. Selbst die Ruinen der römischen Bauten, die noch in London oder in Bath vorhanden waren, wirkten dagegen beeindruckend. Ein angelsächsisches Gedicht, eine Elegie, entwickelt angesichts einer solchen Ruine Gedanken über die Vergänglichkeit aller Dinge. Der Text, der heute unter dem Titel »The Ruin« bekannt ist, beginnt so:

Wrætlic is þes wealstan, wyrde gebræcon;
 burgstede burston, broснаð enta geweorc.
 (Kunstvoll ist der Steinbau, das Schicksal zerstörte ihn;
 Die Stadt zerfiel, es zerbrach das Werk der Riesen.)

Die Errichtung größerer Steingebäude wird als eine übermenschliche Leistung eingestuft. So etwas kann nur von Riesen gebaut worden sein, und so etwas kann auch nur von einer Macht erodiert werden, denen die Menschen nichts entgegenzusetzen haben, nämlich »wyrd«, dem unerbittlichen Schicksal. Das uns fragmentarisch überlieferte Gedicht endet so:

Stanhofu stodan, stream hate wearp
 widan wylme; weal eall befeng
 beorhtan bosme, þær þa baþu wæron,
 hat on hreþre. þæt wæs hydëlic.
 (Die Steinhäuser standen, der Strom sprudelte heiß auf
 mit heftiger Wallung; eine Mauer umgab alles,
 mit einem hellen Bogen; da waren die Bäder
 von innen sehr heiß. Das war sehr angenehm.)³

Wohlbefinden durch fließendes, heißes Wasser, das war für die Angelsachsen Teil eines Lebensstils, der nur im dichterischen Sprechen imaginiert, aber nicht mehr erlebt werden konnte.

Häufig geht es in angelsächsischen Texten um das Idealbild des Kriegers, um die Treue der Gefolgsleute und das ungünstige Schicksal. Lief es schlecht, so musste man, wie in den Gedichten »The Wanderer« und »The Seafarer«, endlos über Land und

Meer irren. Lief es gut, so wurde der Krieger von seinem Herrn mit Gelagen geehrt und mit Geschenken belohnt. Es war üblich, an verdiente Gefolgsleute kostbare Gegenstände zu verteilen; oft handelte es sich dabei um Silberschmuck, der bei Bedarf auch kurzerhand zerhackt und an mehrere Personen verteilt wurde. Entsprechend wurden angelsächsische Gefolgsherren gerne als »Ringgeber« (»beag-gifa«) bezeichnet. Diese Umschreibung ist Resultat eines für die angelsächsische sowie generell für die germanische Literatur typischen poetischen Verfahrens. Es handelt sich um eine Kenning (Plural: Kenningar), eine Zusammenfügung von mehreren Substantiven, die dann gemeinsam als Metapher benutzt werden.

Kenningar waren bei den Angelsachsen äußerst beliebt, entsprechend häufig tauchen sie in ihren Texten auf. Sie sind Sprach- und zugleich Denkspiele, die wie kleine Rätsel aufgelöst werden wollen. Man muss also herausfinden, dass »hwælweg« (»Wal-Weg«) das Meer bezeichnet, oder dass sich hinter »eorð-sele« (Erd-Saal) die Höhle verbirgt. Kenningar haben die Kraft, Gegenstände sowohl zu charakterisieren als auch zu verfremden. Sie bewirken, dass man scheinbar bekannte Dinge des Alltags (das Meer, die Höhle) plötzlich zumindest für einen kurzen Moment neu und anders wahrnimmt.

Eine Kenning steckt auch in dem Namen der Hauptfigur des heute bekanntesten Textes der angelsächsischen Literatur. Diese heißt »Beowulf«, und der »Beo-Wulf« ist der »Bienen-Wolf«, d. h. der Bär, weil dieser sich wie ein Wolf über die Bienenstöcke hermacht, um an den Honig zu gelangen. Bei dem Text handelt es sich um ein Heldenepos, und damit per Definition um eine lange, wilde Geschichte, voll mit Gelagen, Reden und Kämpfen. Genau genommen ist *Beowulf* nicht *ein* angelsächsisches Epos, sondern *das* angelsächsische Epos für uns, weil es sich um den einzigen Text seiner Art handelt, der vollständig erhalten ist. Diese mitreißende, sprachlich überaus kunstvoll gestaltete Geschichte, deren Verfasser wir nicht kennen, ist nur in einer einzigen Handschrift aus dem 10. oder frühen 11. Jahrhundert überliefert. Ihre Handlung spielt in Skandinavien, in etwa im heutigen Dänemark. Vielleicht handelt es sich um einen sehr alten Stoff, der bei der Wanderung der Angeln, Sachsen und Jüten mitgebracht worden war;

jedenfalls macht der Ort der Handlung deutlich, dass die Literatur der Britischen Inseln von ihrer frühesten Phase an keinesfalls insular war.

Und so beginnt diese abenteuerliche Geschichte mit Hrothgar, dem Dänenkönig. Der hat große Freude an einer Halle, in der er sich bei Musik und Getränken mit seinem Gefolge die Zeit vertreibt. Doch die Geräusche, die bei einem Biergelage mit Harfenbegleitung nach draußen dringen, locken einen höllischen Dämon namens Grendel an, der im Moor sein Unwesen treibt. Im altenglischen Text wird er eingeführt als »grimma gæst Grendel haten«⁴ (ein grimmer Geist/Dämon, Grendel heißen). Dieser ungebetene Geistergast wartet ab, bis alles schläft, und greift sich dann dreißig biergefüllte Dänen, um sie »ham«⁵, d. h. heim zu schleppen und dort zu verspeisen. Der König ist verständlicherweise bestürzt. Die Erzählerstimme merkt an, dass all das in der vorchristlichen Vergangenheit spielt, und dass der König daher nicht auf die Idee kommen kann, auf Gottes Beistand gegen diese Macht der Finsternis zu hoffen. Hier wird also ein alter Stoff aus christlicher Perspektive wiedergegeben. Die heidnische Geschichte steht dabei aber nicht außerhalb der christlichen Welt, sondern wird in sie eingepasst, indem Grendel beispielsweise als Abkömmling Kains, also des allerersten Mörders, der in der Bibel vorkommt, bezeichnet wird.

Da der König, aus christlicher Perspektive gedacht, noch keine Ahnung von Gott haben kann, muss das Problem anders gelöst werden. Man braucht jetzt einen Helden, der es mit dem menschenfressenden Moordämon aufnehmen kann. Genau so ein Held erscheint auch. Beowulf, einem jungen Gauten, kommen die Untaten Grendels zu Ohren, und er beschließt, mit seinen Gefolgsleuten übers Meer zu reisen und dem dänischen König zu Hilfe zu eilen. (Was ein Gaute ist und woher er übers Meer reist, ist übrigens nicht ganz klar; wahrscheinlich ist hier an Leute aus dem Bereich des heutigen Schweden gedacht.) Die Gauten kommen jedenfalls an und bereiten sich mit großen Mengen Bier auf ihre Mission vor, eine Nacht in der königlichen Halle zu verbringen und durch ihre Präsenz vielleicht das Monster anzulocken. Und tatsächlich stapft Grendel aus dem nebligen Moor heran. Der Text benennt ihn als »sceadugenga« (Schattengänger) und

als »manscaða«⁶ (Mannschädiger), beschreibt aber nicht sein Aussehen, und genau das macht diese Figur besonders effektiv, weil sie damit eine Projektionsfläche für unsere schlimmsten Ängste bietet.

Die schattenhafte, aber überaus schreckliche Gestalt greift sich einen schlafenden Mann, reißt ihn in Stücke, saugt ihn aus und verschlingt ihn. Was dann geschieht, wie der Held seinem schattengängerischen Widersacher Grendel den Arm und die Schulter (»earm ond eaxle«⁷, Arm und Achsel) ausreißt, wie sich dann die Mutter des Monsters einmisch und schließlich noch ein Drache ins Spiel kommt, all das wird im weiteren Verlauf des Epos auf enorm lebhaft Weise erzählt. Man möchte den Figuren immer weiter folgen, und glücklicherweise ist genau das auch möglich. Der Text ist 3182 Zeilen lang, und dieser außergewöhnliche Umfang gibt uns die Chance, ausgiebig in seine Welt einzutauchen, die beim Lesen immer vertrauter wird und gleichzeitig durch ihre bizarre Fremdheit reizt. Im angelsächsischen Frühmittelalter lernte man einen solchen Text nicht über das Lesen, sondern über das Hören kennen, er wurde also in etwa so rezipiert wie ein heutiges Hörspiel. Der Vortrag wurde wahrscheinlich von den Klängen einer Leier untermalt (solche Zupfinstrumente sind archäologisch für die Zeit belegt). Wir wissen nichts Verlässliches über die damalige musikalische Praxis, aber man kann sich gut vorstellen, wie sich beispielsweise die Dynamik einer Kampfszene durch den energischen Griff in die Saiten noch verstärken ließ.

Heutige Leserinnen und Leser wird *Beowulf* stark an die derzeit beliebte, oft in fernen Vergangenheiten angesiedelte Fantasy-Literatur erinnern, in der man gleichfalls gerne mit dem Schwert gegen dunkle Mächte kämpft. Allerdings ist bei diesen Texten der Gegenwart für uns klar, dass es sich dabei um Produkte der Imagination handelt, dass es also eine klare Grenze zwischen der gelebten und der gelesenen Welt gibt. Von einer solchen Trennung ist für die angelsächsische Zeit nicht auszugehen. Mit der realen Präsenz dunkler Mächte wurde durchaus gerechnet. Es spricht auch viel dafür, dass die Abenteuer Beowulfs nicht als unterhaltende Fiktion, sondern sehr viel eher als Geschichtsschreibung, als die spannende, kunstvolle Rede von der Vergangenheit begriffen wurden. Insofern unterscheidet sich *Beowulf* in vieler Hinsicht

sehr deutlich von der heutigen Fantasy-Literatur. Dennoch gibt es eine Verbindung zwischen beiden. Ein deutliches Echo dieses altenglischen Epos findet sich in Texten (und deren Verfilmungen), die weltweit eine große Fan-Gemeinde begeistern, nämlich in Tolkiens *The Hobbit* (1937) und *Lord of the Rings* (3 Bände, 1954–1955) [→306]. Tolkien war Professor für englische Sprache und Literatur in Oxford; sein Spezialgebiet war die altenglische Literatur, und sein besonderes Interesse an *Beowulf* wirkte sich ganz offensichtlich auf sein Schreiben aus.

Beowulf ist auch deshalb ein wichtiger Großtext der englischen Literaturgeschichte, weil er noch ein gutes Jahrtausend nach seiner Entstehung Menschen in seinen Bann schlägt und zum Schreiben neuer, gleichfalls wieder faszinierender Texte anregt. Viele Menschen, die nie etwas von *Beowulf* gehört haben, begeistern sich für das literarische Echo, das dieses anonyme Epos in Tolkiens Werken gefunden hat. Wenn Gruppen junger deutscher Rollenspieler in liebevoll gestalteten Fantasy-Kostümen durch die heimischen Wälder streifen und so in die Welt der Hobbits eintauchen, dann handelt es sich dabei um eine indirekte *Beowulf*-Rezeption. Auch das zeigt, dass dieser Text aus einer fernen Vergangenheit nichts von seiner Kraft eingebüßt hat.

Die Mittelenglische Literatur

Kontexte

Eine Invasion und ihre Folgen

Wenn in einer Literaturgeschichte die Vergangenheit in Perioden gegliedert wird, so geschieht dies in dem Bewusstsein, dass eine solche Gliederung ein nützliches, aber zugleich auch grob vereinfachendes Hilfsmittel ist. Die Dinge ändern sich in aller Regel nicht schlagartig, sondern schrittweise, und schon gar nicht ändern sie sich automatisch im Takt der Jahrhunderte. Dennoch gibt es manchmal einzelne Ereignisse, die ganz plötzlich einen tiefgreifenden Wandel mit sich bringen. Ein solches Ausnahmeereignis war die letzte erfolgreiche militärische Invasion der Britischen Inseln, die Normannische Eroberung von 1066.

»Normannen«, das bedeutet eigentlich soviel wie »Nordmänner«, d. h. Wikinger. Diese waren überaus geschickte Seefahrer und Piraten, die nicht nur fremde Küsten fern ihrer skandinavischen Heimat plünderten, sondern sich auch langfristig an Orten festsetzten, die ihnen attraktiv erschienen. So wurden die »Nordmänner« in dem Teil des heutigen Frankreich heimisch, der heute noch nach ihnen heißt, nämlich in der Normandie. Dort gaben sie mit der Zeit ihre germanische Sprache auf und begannen stattdessen, die *langue d'oïl*, die nördliche Variante des mittelalterlichen Französisch zu sprechen.

Nach dem Tod des kinderlosen angelsächsischen Königs Edward (auch bekannt als »Edward the Confessor«) unternahmen die Normannen unter ihrem Anführer William I. den Versuch, durch

eine Invasion die Macht über England an sich zu bringen. Dies gelang; William ließ sich in London zum König krönen und ging daher als »William the Conqueror« in die Geschichtsbücher ein.

Die Tatsache, dass sich 1066 die Französisch sprechenden Wikingen von einem Tag auf den anderen als die neuen Herren über die Angelsachsen etablierten, war langfristig für die Entwicklung der englischen Sprache und damit auch der englischen Literatur von allergrößter Bedeutung. Auf einmal gab es ein Nebeneinander von zwei Sprachen. Da die neuen Untertanen eher die groben Arbeiten zu erledigen hatten, während die neuen Herren die Früchte dieser Arbeit genossen, bildeten sich charakteristische Dopplungen von Begriffen, die bis heute überlebt haben. Klassische Beispiele liefern die Tiernamen. Solange das Tier im Stall stand, wo es Dreck und Mühe machte, befassten sich die Angelsachsen damit, und so wurde es germanisch-angelsächsisch benannt. Kuh und Schaf hießen entsprechend »cow« und »sheep«. Sobald das Fleisch dann als feines Gericht auf den Tischen der Normannen lag, wurde es mit romanischen Worten bezeichnet. Aus der ordinären »cow« wurde dann das nobel-französische »beef« (»boeuf«), und »sheep« wurden auf dem Teller zu »mutton« (»mouton«).

Die Normannen waren militärtechnisch so überlegen, dass die Angelsachsen keine Chance hatten, sie wieder los zu werden. Wie groß ihre Überlegenheit war, wird deutlich, wenn man bei einem Aufenthalt in London den Tower besichtigt, denn dieser ist eine normannische Festung, die sehr bald nach der Invasion gebaut wurde, um die Stadt unter Kontrolle zu halten. Langfristig mussten sich die alte Bevölkerung und die neue Führungsschicht miteinander arrangieren. Die beiden Gruppen verschmolzen, und damit auch ihre beiden Sprachen. Dadurch entstand etwas Neues, nämlich das Mittelenglische, eine frühe Form der Sprache, die uns als »Englisch« vertraut ist. Das Englische geriet zu einer Doppelsprache. So ziemlich alles lässt sich in ihr auf zwei Arten sagen, nämlich mit germanisch oder mit romanisch abgeleiteten Worten. Erstere gelten bis heute als die klare und deutliche Sprache der einfachen Leute, Letztere wirken sozial überlegen oder je nach Kontext auch hochnäsig. »To think, to eat, to drink, to sweat«, das klingt direkt, geradeheraus und vielleicht auch manchmal leicht vulgär. Für diese Verben germanischen Ursprungs hält das



Converse, Imbibe, Indulge, Enjoy: Romanisch abgeleitetes Genussvokabular in einem Londoner Pub (Aufnahme: C. H.).

Englische romanische Alternativen bereit, und hört man die, dann klingt es gleich ganz anders, nämlich: »to cogitate, to ingest, to imbibe, to persiprate«.

Diese beiden sehr unterschiedlichen Register, die jeweils eigene soziale Konnotationen haben, verleihen der englischen Sprache einen besonderen Reichtum. Wir leben bis heute mit einer Spätfolge der Invasion von 1066: Immer, wenn jemand in Großbritannien oder auch anderswo in der englischsprachigen Welt schreibt oder spricht, hat diese Person ständig zwischen der einfachen germanischen und der hochgestochenen romanischen Ausdrucksweise zu wählen.

Dieser Mechanismus, dessen historische Wurzeln wir hier betrachtet haben, erwies sich langfristig als extrem nützlich für die englische Literatur. Wenn beispielsweise eine Romanfigur als ein besonders hochnäsiger Mensch eingeführt werden soll, dann geht das bestens durch die Art, wie man diese Figur sprechen lässt, nämlich im romanischen Register, das auf die Normannen zurückgeht. Soll die Figur dagegen einfach oder vielleicht auch ein wenig plump wirken, lässt man sie nicht Romanisches lispeln, sondern Germanisches brüllen. Kein Erzähler muss uns sagen, dass eine Figur arrogant ist, weil die Arroganz sofort aus ihrer Wortwahl hervorgeht. Damit steht der englischen Literatur ein höchst effizientes Mittel der impliziten Charakterisierung zur Verfügung.

Die englische Sprache bietet aufgrund ihrer germanisch-romanischen Doppelnatur mehr Spielmaterial als andere. Daher konnte sich über die Jahrhunderte eine auffällige kulturelle Disposition zum Spielen mit der Sprache etablieren. Nicht umsonst sagt man den Briten einen eigenen Humor nach. Zu dessen Besonderheiten zählt die unerschöpfliche Freude an Wortspielen (auf Englisch: »puns«). Die Fähigkeit, diese blitzschnell zu verstehen, ist beim britischen Lesepublikum aller gesellschaftlichen Schichten deutlich stärker ausgeprägt als bei uns. Dass sich dies so verhält, macht ein Blick in die dortige Boulevardpresse deutlich. Einschlägiges Beispiel ist hier *The Sun*, ein Blatt, dem man nicht Unrecht tut, wenn man es als britisches Äquivalent der *Bild*-Zeitung beschreibt. Aber im Gegensatz zu unserem Boulevard-Blatt, in dem man auf einfache sprachliche Strukturen setzt, wimmelt es in *The*

Sun schon auf der Titelseite von Wortspielen. Hier wird man mit einer spielerischen Komplexität konfrontiert, die wir so in unserer Presse nicht kennen. Dies ist in Großbritannien möglich, weil dort das permanente Spiel mit der Sprache, die Lust an der Albernheit des Mehrdeutigen, am Verdrehen von Sinn und Klang eine über viele Jahrhunderte eingeübte kulturelle Praxis darstellt. Wir werden diesem Hang zum anarchischen Umformen immer wieder begegnen, beispielsweise in der Nonsense-Literatur des 19. Jahrhunderts oder in den Textexperimenten der Moderne.

Aber zurück ins Mittelalter! Auch nach der Normannischen Eroberung blieb es so, dass nur eine verschwindend kleine Elite lesen und schreiben konnte. Die Normannen nutzten diese Kulturtechniken sogleich als Herrschaftsinstrument. William the Conqueror gab eine umfassende Bestandsaufnahme aller Besitzverhältnisse im normannisch beherrschten England in Auftrag. Das Projekt war eine Kombination aus Kataster und Volkszählung. Das Ergebnis, ein bis heute erhaltenes Manuskript von imponierenden Ausmaßen, wurde als *Domesday Book* bekannt. Der Titel ist eine Anspielung auf »doomsday«, den Tag des Jüngsten Gerichts, an dem Gott sein großes Buch aufschlägt; es lässt sich nicht sagen, ob diese Benennung ein Zeichen für Ehrfurcht oder vielleicht doch für grimmigen Humor ist. Dieses Riesenbuch über England war jedoch nicht in der normannisch-französischen Sprache der Eroberer geschrieben, und schon gar nicht in der angelsächsischen Sprache der Unterworfenen, sondern auf Latein, denn Latein war und blieb erst einmal die primäre Schriftsprache der Gebildeten. Daraus ergab sich eine Einbindung der Britischen Inseln in die europäische Gedankenwelt, denn ein Buch, das irgendwo in Europa auf Latein geschrieben worden war, konnte überall in Europa gelesen werden – wenn auch nur von der kleinen Minderheit der Lesekundigen, die zum größten Teil Mönche oder Priester waren.

Wenn im Folgenden von der englischen Literatur des Mittelalters die Rede ist, so ist dabei zu bedenken, dass wir eine Zeit betrachten, in der es zunächst noch sprachliche Alternativen zum Englischen gab. Man schrieb und las nicht nur Latein, sondern auch Französisch. Erst im 14. Jahrhundert verdrängte »Englisch« (d. h. die neue germanisch-romanische Mischsprache) das nor-